

Leben der Bücher

Eine
Bestandsaufnahme

Bibliothek Suhrkamp

SV

75 Jahre Bibliothek Suhrkamp

Ein Buch ist ein Gegenstand, eine Ware, ein ästhetisches Objekt – und zugleich etwas, das sich in diesen Kategorien nicht erschöpft. Denn wie ein Buch entsteht, ist eine Geschichte für sich. Sie handelt vom Schreiben, Gestalten, Lektorieren und Verlegen, vom Sammeln, Ordnen und Verschwinden.

Zum 75. Geburtstag der Bibliothek Suhrkamp erkundet diese Anthologie Bücher als Versprechen und Erfahrungsraum. Sie folgt ihnen von den Entwürfen, in denen sie allmählich Form gewinnen, bis in die Regale und Bibliotheken – auf ihren Wegen durch Lektüre, Übersetzung und Herstellung, durch Vergessen und Wiederentdeckung. Erzählt wird von überraschenden Nachbarschaften, von Erinnerung, Zensur und Freiheit – und davon, warum das Leben der Bücher noch lange nicht vorbei ist.

Mit Beiträgen von Carolin Amlinger, Juri Andruchowytch, Hannes Bajohr, Joanna Bator, Fritz Breithaupt, Ann Cotten, Philippe Descola, Friedrich Forssman, Durs Grünbein, Maren Kames, Maylis de Kerangal, Ozan Zakariya Keskinkılıç, Susanne Lange, Ben Lerner, Steffen Martus, Steffen Mau, Kateryna Mishchenko, Marion Poschmann, Carlos Spoerhase, András Visky und Maxim Znak.

Leben der Bücher Eine Bestandsaufnahme

Herausgegeben und mit einer
Nachbemerkung von
Katharina Raabe und Frank Wegner

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2026
Originalausgabe
© Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2026
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Olaf Nicolai,
»30 Farben« für Willy Fleckhaus (2026)
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-03003-5

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

Leben der Bücher
Eine Bestandsaufnahme

Inhalt

Marion Poschmann

Handschrift, Schreibschrift, Druckschrift 11

Durs Grünbein

Schreibmaschinen, Nähmaschinen 18

Maylis de Kerangal

Paris, sechste Etage, Ort des Schreibens 23

Joanna Bator

Manchmal tanzt sie.

Zur Idee einer fürsorglichen Erzählerin 32

Maren Kames

Do Butterflies Pee and Poop? 46

Ozan Zakariya Keskinkılıç

Wer schreibt, muss den Esstisch kennen 63

Fritz Breithaupt

Von einem der auszog, das Zaubern zu lernen.

Das schreibende Gehirn 75

Philippe Descola

Der Ethnologe als Erzähler 87

Hannes Bajohr

Maschinelles Misstrauen.

Das Buch nach Künstlicher Intelligenz 100

Friedrich Forssman

Kleines Lexikon der Buchgestaltung 113

Kateryna Mishchenko

Nicht allein. Das eigene Verlagsprojekt 130

Carolin Amlinger

Vom Büchermachen als unzeitgemäßem Tun 142

Susanne Lange

Literarische Flüsterpost.

Die allmähliche Verfertigung der Sprache beim Übersetzen 154

Ben Lerner

Ars Poetica 166

Steffen Mau

Von schreibenden Proletariern, dem Leseland DDR und
politischer Zensur 169

Juri Andruchowytsh

Bekenntnisse eines Bibliophoben in Zeiten des Biblioizids 181

Maxim Znak

Gefängnisbibliotheken 195

András Visky

Stille Zeit am Morgen 216

Steffen Martus und Carlos Spoerhase

Die Nachbarschaften des Buches.

Über analoge und digitale Bibliotheken 235

Ann Cotten

Lob der Trägheit des Papiers, sie erlaubt mir Flüchtigkeit 251

Katharina Raabe und Frank Wegner

Über die Seite der Gegenwart hinauskommen 263

Anmerkungen 269

Biographien 277

Abbildungsnachweise 283

Zitatnachweis 285

Marion Poschmann

Handschrift, Schreibschrift, Druckschrift

Eine Blanko-Kladde, eine weiße Seite, dann eine Linie, die übers Papier läuft, sich wellt und aufwirft, weiterführt, kurz absetzt – so beginnt meine Arbeit an einem Buch, mit einigen handschriftlichen Notizen. Ein Impuls gewinnt eine erste äußere Gestalt, und an diesem Punkt bin ich vielleicht dem Geheimnis der Bücher am nächsten, der Frage, wie es überhaupt gelingt, einen geistigen Inhalt in die Welt zu bringen, eine Idee zu materialisieren und zu transferieren, eine Vorstellung in Worte zu fassen.

An der Handschrift sind zunächst die psycho-physischen Bedingungen des Schreibens abzulesen: Wie locker ist die Hand, wie verspannt die Schulter, aufgrund welcher inneren Verfassung fallen die Buchstaben ordentlicher oder krakeliger aus? Wirkt die Schrift ausgeglichen, hat das Geschriebene ein hohes Energieniveau, ist es schön?

Die Spur der Bewegung steht zunächst für sich, lange wird im Dunkeln bleiben, was genau da eigentlich aufgezeichnet wird, welche Art von Buch entsteht.

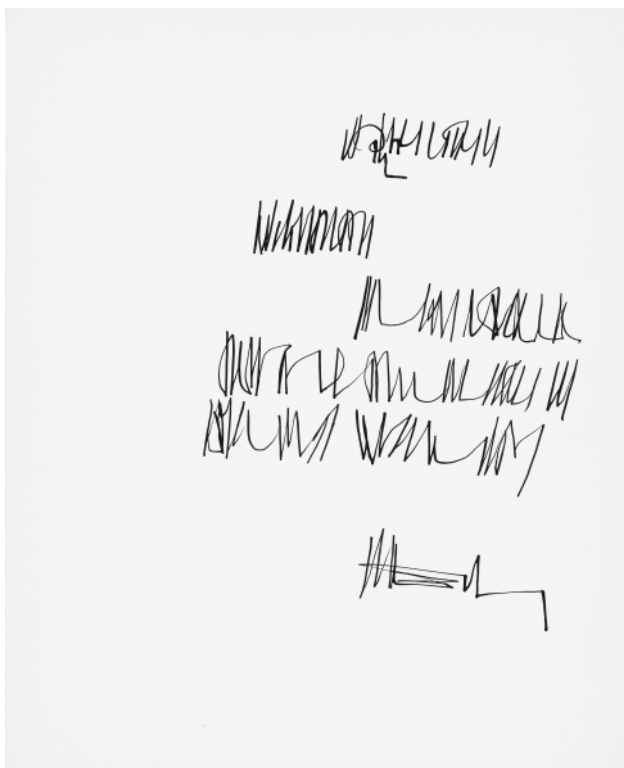
Ich locke mit der Handschrift vage Bilder aus einem unbekannten Grund hervor. Es geht dabei um unwill-

Eine Voraussetzung dafür ist beim Schreiben ein Zustand der Selbstvergessenheit. Paradoxerweise empfinde ich die Handschrift, die doch so unhintergebar individuell, so körpernah, so übermäßig persönlich ist, als besonders hilfreich, um von mir selbst abzurücken.

Kritzeln, Träumen, Zeichnen mit geschlossenen Augen – Methoden, die namentlich die Surrealisten präferierten, um dem schnöden Realismus mit seiner kunsthandwerklichen Vorhersehbarkeit zu entkommen.

Jeder handschriftliche Text ist einzigartig. Als man im Mittelalter noch die Bibel abschrieb, entstanden stets Unikate, obwohl die überlieferte Buchstabenfolge unverändert blieb. Was sich mit der Handschrift übertrug, war die Heiligkeit des Textes, das Aufschreiben und Abschreiben eine Form des Gebets. Ich stelle mir vor, wie sich ein frommer Mönch den Bestandteilen einzelner Buchstaben widmet, den Aufstrichen und Abstrichen, wie er sich bemüht, jede noch so geringe Abweichung von der Vorlage zu vermeiden, um einen harmonischen Gesamteindruck zu erzeugen, wie er alles vermeintlich Originelle ganz in den Hintergrund treten lässt.

In der neueren Zeit geht das Schreiben mit der Hand immer mehr zurück. Gegenläufig dazu hat sich als eigene Kunstform das asemische Schreiben entwickelt, handschriftliche Aufzeichnungen, die nichts bedeuten. In der bildenden Kunst ist die Schrift, auch die unleserliche, ein lang vertrauter Bestandteil der Komposition. Man denke etwa an Cy Twomblys Tafelbilder mit den scheinbaren Kreideschwüngen, an Hannah Höchs *Schnitt mit dem*



*Küchenmesser durch die letzte Weimarer Bierbauchkultur-
epoche Deutschlands, in dem der Zeitungsausschnitt
»DADA« die Porträts bekannter Persönlichkeiten kon-
terkariert, oder an die Comic-Schriftzüge bei Roy Lich-
tenstein. Hier werden Wörter und Buchstaben abgebildet,
in einen neuen Kontext einbezogen, in ihrem Material-
charakter reflektiert, unter dem Aspekt der Form neu ge-*

sehen. Beim asemischen Schreiben liegt der Schwerpunkt auf der Schriftlichkeit als solcher. Es wird in erster Linie kein Bild, sondern ein Schriftstück erstellt. Dieses ist durchaus auch visuell interessant, aber der Unterschied zu einem Werk der bildenden Kunst besteht darin, dass das Geschriebene trotz oder gerade wegen seiner vollständigen Unentzifferbarkeit vornehmlich als Text gilt. Betont werden die Zeilen, die Buchstabenfolge, das Layout der Seite, betont wird der ästhetische Effekt der unachahmlichen Linie. Es handelt sich klar um das Gegenteil von Schönschrift, soweit deren Schönheitsaspekt mit der Lesbarkeit in eins fällt, es handelt sich um den seltsamen Schachzug, der sogenannten Sauklaue, die unleserliches Geschmiere hervorbringt, gewissermaßen nachträglich eine Art von Kunstwert zuzuschreiben. Was dabei ins Bewusstsein rückt, ist der ungeheuerliche Abstraktionsgrad der Schrift. Was ins Bewusstsein rückt, ist der fortwährende Versuch zu lesen.

Zunächst mag vergebliches Lesen nicht besonders reizvoll wirken. Das Spiel mit den Erwartungen, mit den Konventionen, der Spannung des Enträtselns geht mit intensiver Betrachtung von Zeichen, die nichts bezeichnen, einher. Ein Erkenntnisgewinn könnte sein, dass das eigene Vermögen, zu verstehen, auf den Text zurückwirkt. Haben wir früher auf vergleichbare Weise versucht, im Buch der Natur zu lesen?

In politischem Kontext verwenden Künstler wie die Argentinierin Mirtha Dermisache, deren Arbeiten zum Teil während der Militärdiktatur in den 70er Jahren ent-



standen, sinnlose Schrift als Verweis auf verbotene Mitteilungen, unterdrückte Meinungen, Propaganda und Zensur. Was sich nicht schreiben lässt, lässt sich nicht schreiben. Stattdessen bleibt nur als Widerstand das Schreiben an sich.

Meine eigenen Notizen sind nicht asemisch, es sind in der Regel Linien, die sich entwirren lassen, die sich irgendwann zu einem mehr oder weniger sinnvollen Ganzen ordnen. In der nächsten Phase der Texterstellung tippe ich in den Computer. Danach fällt es mir bereits schwerer, Änderungen vorzunehmen. Mit der Handschrift kann ich einen Möglichkeitsraum ausmessen, beim Tippen verfestigt sich die fluide, unwiederbringliche Gegenwart zur Dauerhaftigkeit des Gedruckten.

Was ich an der Schreibschrift besonders schätze, ist der Überschwang der Linie, die bedeutungstragende und zugleich bedeutungslose Linie, prägnant ausgearbeitet in



den Schreibmeisterbüchern. Dort sind nicht nur die Buchstaben wuchtig und ausgreifend, sondern das Augenmerk liegt auf den Schnörkeln, die den Buchstaben umspielen, den Raum erweitern, Bewegung erzeugen.

In den gedruckten Büchern ist von meiner Schreibschrift nichts mehr sichtbar. Aber der Impetus, Duktus, Rhythmus lässt sich sehr wohl noch lesen. Für mich besteht ein Wunder des Buches darin, dass es nicht nur Welten entstehen lässt, Wissensinhalte oder Emotionen übertragen kann, sondern sogar derart subtile Qualitäten transportiert.

Schreibmaschinen, Nähmaschinen

Es gab eine Zeit, da habe ich mehrere Nächte lang wiederholt von einer eigenen Schreibmaschine geträumt. Ich war dreizehn oder vierzehn, und als Geschenk wäre ein solcher Apparat in meinem Alter nicht in Frage gekommen. Nicht daß die ökonomischen Verhältnisse der Familie es nicht zugelassen hätten, aber Sparen war nun einmal das Prinzip, unter dem ich erzogen wurde. Ich hätte mir so ein Gerät, das war die Doktrin, selbst zusammensparen müssen, das aber gab das bescheidene Taschengeld nicht her. Was erzähle ich da – eine Geschichte aus der Nachkriegszeit? Es waren die siebziger Jahre, die ersten goldenen in dem kleinen, von der großen Welt streng isolierten Deutschland.

Dabei war manches nun möglich, und bald kam auch die Formel auf, die ein Parteitag abgesegnet hatte: »Ich leiste was! Ich leiste mir was!« Der allgemeine Konsum war längst in Gang gekommen, das Zauberwort Leistung, der Schüler kannte es seit den frühen Schultagen. Das hieß aber nicht, daß auf die Leistung sicher auch die Belohnung folgte. Im Traum hatte ich Mutter dazu überredet, mir eine Schreibmaschine zu kaufen. Gesagt,



getan – auf Mutter war immer Verlaß. Und so fuhren wir beiden in einer leeren Straßenbahn nachts durch die sozialistisch aufgeräumte Stadt, stiegen als einzige Fahrgäste an der Haltestelle *Ernst-Thälmann-Straße* aus, gegenüber vom Kulturpalast, in dem um diese Zeit kein einziger der Kronleuchter hinter der Glasfront erstrahlte. Die ganze Stadt lag im Halbdunkel, von den in großem Abstand angebrachten Peitschenlampen spärlich beleuchtet. Kleine Gruppen Halbwüchsiger fielen mir auf, unter den Altmarkt-Arkaden, in schlecht sitzende Anzüge gezwängt wie für eine Jugendweihe, einige rauchten hinter vorgehaltener Hand. Zwischen den Masten verliefen Lichterketten aus farbigen Glühbirnen wie nach einem Fest, aber sie waren nun ausgeschaltet. Allein die Leuchtreklamen oben an den Häuserfassaden, die hier etwas von